

Junge Memelländer in der Fremde

von Erich Kussau

Vor rund 70 Jahren fiel es mir wie den meisten Altersgenossen sehr schwer, in andere Länder zu reisen, kostete doch allein das Ein- und Ausreisevisum 150 Litas (60 Reichsmark): Wer verdiente schon mehr als 200 bis 250 Litas im Monat?

Doch Vater Staat verschaffte uns die Möglichkeit, für 18 Monate ein anderes Land und die uns fremde Kultur Litauens kennen zu lernen: Ab dem Jahrgang 1909 waren wir im litauischen Heer wehrpflichtig. In der zweiten Jahreshälfte 1911 geboren, zog ich Anfang Mai 1934 mit meinem „sandukas“ (verschießbare Holzkiste, unter das Bettgestell zu schieben) zur Memeler Kaserne, die Deutsche, Franzosen, Litauer und später auch Russen als Soldaten gesehen hatte. Mit Marschmusik ging es, wenn auch nicht begeistert, zum Bahnhof.

Fast 24 Stunden waren wir unterwegs, an verschiedenen Stationen wurden Rekruten ausgeladen, endlich Kaunas/Kowno, damals litauische Hauptstadt. Etwa 6 km Fußmarsch, jetzt ohne Musik, die „sandukai“ rumpelten hinter uns auf Pferdewagen über das Kopfsteinpflaster nach Šančiai/Schanzen, wo viele Litauen-Deutsche lebten. Die alten Kasernen aus der Zarenzeit in der Juozapavičiaus gatvė füllten sich mit Rekruten, ich landete beim 3. Artillerie-Regiment, es war am frühen Nachmittag.

Überraschungen

Manches hatten wir von ausgedienten Freunden und Kollegen erfahren, doch nun erlebten wir, wie die Haarpracht fiel, kahl geschoren ging es zur Kleiderkammer, um die „Klamotten“ zu empfangen. Leichte Baumwollhosen und Blusen („palaidinė“), khakifarben. Auf zum Umziehen, Zivilzeug als festes Bündel auf der Kammer abgeben, in die Stuben. Stuben? Ein riesiger Raum für 150 Mann, an beiden Enden große Türen, dazwischen freier Gang zum Antreten der Batterie, durch drei über dem Gang offene Ziegelmauern in vier Teile gegliedert, in dreien bzw. sechs standen zweistöckige Betten, der erste nach dem Haupteingang hatte lange Tische und Bänke für Unterrichts- und Schreibzwecke, in der Mitte Tisch und Hocker für den Wachhabenden (UvD, aber kein Unteroffizier, sondern ein Gefreiter

oder Kanonier), rechte Hälfte Gewehr- und Kleiderständer für die Mäntel. Spinde gab es nicht, jeder hatte ja seinen „sandukas“. Ausgangsuniform hatten wir nicht, die verpasste einem der Kammerwachtmeister, so man einmal den Ausgangsschein („leidžiamas“) vom Spieß bekam.

Kaum hatte man ein Bett und den Platz für seinen „sandukas“ gefunden, ging es um 17 Uhr ab in den Pferdestall. Anders als in der preußisch-deutschen Armee putzten und versorgten auch Kanoniere und Telefonisten die Pferde. Für mich als Städter war das die größte Überraschung! Neugierig folgte ich dem Wachtmeister bei der Pferdeverteilung, ein brauner alter Wallach, zu keinem Gespann gehörig, „wartete“ auf mich, kein Beißer oder Schläger, mit dem kam ich gut zurecht.

Gliederung des Regiments und der Räumlichkeiten

Das Regiment hatte drei Abteilungen zu je zwei Batterien, von denen nur eine personalmäßig existierte, die andere hatte nicht einmal einen ausreichenden Kaderbestand, der zudem seinen Dienst in der ersten Batterie versah. 24 Geschütze waren zwar vorhanden, nicht aber Pferde dafür, Munitionswagen gab es ohnehin nicht. Jede Abteilung hatte einen Kasernenblock mit dem Haupteingang in der Mitte und je einem an den Blockenden, die Hälfte für die Kader-Batterie war verschlossen und leer. Unten waren Schreibstube, Chefzimmer, Waschraum u.a. Der Waschraum gehörte auch zu den „Überraschungen“, ein langer primitiver Blechzylinder halbiert, mit etwa 1,20 m Abstand übereinander in einem Gestell, der obere Halbzyylinder mit leicht hochschiebbaren Stöpseln, in ihn wurde das von der Pumpe geholte Wasser geschüttet, der untere diente als Waschbecken. Das zum Waschen nötige Wasser (nur nicht zu viel) gab der Stöpsel frei. Im Sommer wurde diese Patentanlage im Freien aufgestellt. Ebenso prächtig war die Toilette am Ausgang der Schlafabteile, Kasematten („kasematai“) genannt: offene Löcher im Fußboden, ohne Spülung, wie ich sie 1943 auch in der Bretagne in Klöstern gesehen habe.

Die Schlafgelegenheit in den Kasernen ist wichtig für jeden, in welchem Land er auch Soldat ist. Strohsäcke in den zweistöckigen Eisenbetten waren mit zwei weißen Laken ausgestattet, zwischen die man sich legte, darüber die Wolledecke gebreitet. Ein Laken wurde mit langer Unterhose und Unterhemd jeden Samstagabend gewechselt, Stroh wurde alle paar Wochen aus dem Stall-Lager getauscht. Schlicht

und einfach, aber sauber. Läuse habe ich nie erlebt. Jedes Bett hatte am Fußende ein Klappgestell, darauf legte man zur Nacht Hose und Feldbluse, die Reiterstiefel – Schnürschuhe gab es nicht – standen darunter, über ihnen breitete man die Fußlappen voller Schweiß aus, Strümpfe unbekannt. Das war ein „Duft“, wenn man um 24 Uhr von Stallwache auf die Bude kam! Rabatz beim Bettenbauen kannten wir nicht. Unter dem Bett standen die zwei „sandukai“, sie bargen unseren Essnapf (Blech), Waschzeug, Schreibpapier und sonstige private Dinge. Stabil, wie sie waren, nutzten wir sie auch als „Stühle“.

Verpflegung

Hier musste sich der deutsche Gaumen umstellen, kalorienreich war die Verpflegung, aber gelinde gesagt eintönig. Gegessen wurde in dem großen Speiseraum neben der Küche, der vier Batterien gleichzeitig Platz bot. Roggenbrot gab es reichlich, morgens teilte der Furier eine kleine Butterrationsration und etwas Zucker aus, neben ihm stand eine große Schüssel mit Kommissbrot, in drei Teile zerschnitten, jeder konnte sich morgens, mittags und abends nach Belieben bedienen. Der Überschuss einiger Tage wurde zu Kwass verarbeitet, so kam er uns zugute. Den Kaffee, Muckefuck, schlürfte man aus den Blechnäpfen, Trinkbecher gab es nicht. Mittags gab es in dieser Reihenfolge: Sauerkohlsuppe, Beetenbartsch, Graupensuppe, selten Erbsensuppe, dazu 100 g Pökelfleisch oder 150 g Rindfleisch, selten Hammelfleisch. Vorweg Kartoffel-, Kohl- oder Erbsenbrei, auch hier ein gleichmäßiger Ablauf. Abends in ähnlicher Reihe wieder Suppen, wobei mich meine Erinnerung etwas im Stich lässt, da ich bald „Selbstversorger“ wurde. In der ersten Kasematte stand ein großer Zinkbehälter mit Zapfhahn, der musste um 17 Uhr mit abgekochtem heißen Wasser gefüllt werden. Hier holte ich mir eine Schüssel heißes Wasser, in das ich Kakaopulver rührte. Dazu gab es Brot aus dem Speiseraum und Butter, Schinken, Wurst aus der Kantine, die öfter auch Käse hatte. Dazu musste man die nötigen Litas haben, ich hatte in den letzten Berufsmonaten in der Bank daran gedacht.

Die Kantine war ein reiner Verkaufsraum, aber auf der anderen Seite der Juozupavičiaus gatvė hatte eine alte Frau einen kleinen Laden, den wir Memelländer verbotenerweise gern aufsuchten. Hier konnte man besonders an den Sonntagen gemütlich sitzen und sich an Weißbrot, Butter, Milch, Käse und Obst laben, eine schöne Abwechslung. Bier habe ich nie gekauft, da ich keins trank.

Etwa im November 1934 geschah etwas, was ich später nie mehr erlebt habe. Wer kennt Bratklopse (Frikadellen) aus schierem Gänsefleisch? Damals begann in Kowno der Neumann-Sass-Prozess gegen memelländische Politiker, die mit der NS-Ideologie sympathisierten. Litauen hatte bis dahin jährlich eine große Zahl von Gänsen nach Deutschland exportiert. Aus Protest gegen den Prozess verhängte das Reich in diesem Herbst ein Einfuhrverbot. Wohin mit den Gänsen? Beamte und andere Kreise wurden gezwungen, bestimmte Stückzahlen zu kaufen, das minderte den Überschuss nicht besonders, so erhielt das Heer für seine Verpflegung beachtliche Gänselieferungen. Unsere Küche kochte in Graupensuppen Gänse in Stücken, von den Knochen nicht sorgfältig abgelöst, das ergab fettreiche Suppen mit beachtlichen Fleischmengen. Manchmal machte sich die Küche die Mühe, das Fleisch zu lösen, zu Klopfleisch zu mahlen, zu formen und zu braten. Das waren dann Klopse, groß wie eine Faust, nie mehr und nirgendwo habe ich solche „Trümmer“ gegessen. Leider hörte dieser Segen im Frühjahr 1935 auf.

Tagesablauf

04.45	Wecken durch Trompetensignal des Stabstrompeters
05.00-06.00 (oft 06.30)	Stalldienst
06.00-07.45	Waschen, Frühstück
07.45	Morgenappell
08.00-11.00	Ausbildung
11.00-12.00 (oft 12.30)	Stalldienst
12.00-14.00	Mittagessen, Ruhepause
14.00-17.00	Ausbildung
17.00-18.00 (oft 18.30)	Stalldienst
18.00-20.00	Abendessen, Freizeit
20.00	Trompetensignal
20.00-20.45	Abendappell, Wach- und Dienstbekanntgabe, Sonstiges

Zu Bett gehen war freigestellt, in den drei Schlaf-Kasematten Licht aus! In der Unterrichts-Kasematte um 22.00 Uhr Licht aus! Sonntags dreimal Stalldienst; 09.00–10.30 Kirchengang für Katholiken, dienstfrei für Evangelische.

Beim Abendappell auf dem Mittelgang angetreten, gab der Spieß die Wacheinteilungen u.a. bekannt und ließ mehr oder weniger lange Schimpfkanonaden auf alles Mögliche los. Zum Schluss wurden das Gebet „Maria, du allerherrlichste Lilie“ und die Nationalhymne „Lietuva, tevynė mūsų“ („Litauen, unser Vaterland“) gemeinsam gesungen. Wir Evangelischen sangen das Gebet nicht, trotzdem sind mir heute noch beide Texte gut bekannt.

Die Ausbildung

In den ersten zwei Monaten: Fußdienst ohne und mit Waffe; Reiten mit Voltigieren in der sandigen Reitbahn (Reithalle gab es nicht), der Wachtmeister mit einer langen Peitsche, in der Kreismitte, mehr für die Männer als für die Pferde; Fahren vom Sattel mit der Protze ohne Geschütz; Geschütz-Exerzieren (kein Kanonenberg zum Rauf- und Runterschleppen der Geschütze).

Ende Juni, nach genügender Begutachtung, Ausmusterung: Kanonier, Fahrer, Nachrichtenmann, die Sparte konnte man wählen. Ich meldete mich als Kanonier. Eine bestimmte Zahl musste in die Lehr-Batterie versetzt werden. Dort entfiel zwar jeder Stalldienst, weil die Batterie weder Pferde noch Geschütze hatte, die wurden aus den drei Batterien „geliehen“, aber die praktische wie theoretische Ausbildung war wesentlich anstrengender, dieser entging ich durch meine Meldung. Nach 10 Monaten kamen die Männer – inzwischen zu Gefreiten, die besten zu Reserve-Unterroffizieren befördert – in die Batterien zurück.

Im Umgang mit Zahlen vertraut, lernte ich nun als Richtkanonier das Rundblickfernrohr wie das Richten gründlich kennen. Hier waren die meisten Memelländer gegenüber den Litauern im Vorteil, überwiegend wurden diese gute Fahrer. Es gab aber auch aus unserem Kreis einen ausgezeichneten Reiter, der im Batteriestab den störrischen, bisigen Hengst „Ikarus“ des Abteilungs-Kommandeurs ausritt und betreute.

Ein bevorzugter Ausbildungsplatz war das Gelände des 5. Forts oberhalb Panemūnė am linken Memelufer, wohin wir „aufgesessen“ über die Vorortstraße rumpelten. Oben angekommen durften wir Feldblusen und Hemden ablegen. Der Sommer 1934 war sehr heiß. Uns angenehm, schonten wir dem Staat die „Klamotten“ und genossen Sonnenbäder. Mit nacktem Oberkörper! Bei den „Preußen“ undenkbar!

Großzügig waren die Litauer gegenüber Kranken. Nach gründlicher Untersuchung hatten sie ausgedient. Es gelang aber auch einigen Simulanten, darunter einem mir gut bekannten Memeler, vom Wehrdienst als untauglich freizukommen. Es dürften innerhalb von drei Monaten etwa 30 Mann gewesen sein.

Ausrüstung, Waffen u.a.

Anfangs hatten wir ausschließlich deutsche Weltkriegskarabiner 98 k ohne Seitengewehre. Später tauchten die Mausermodelle FN (belgisch) und Z Brno (tschechisch) auf. Einige Reitersäbel trugen Stuben- und Stall-Wachhabende als Kennzeichen ihres Dienstes. In anderen Artillerie-Regimentern gehörte der lange Säbel zur Ausgangsuniform. Gewehrappelle fanden häufig statt.

Die Geschütze waren deutsche Feldkanonen 16/n.A. Kaliber 75 (?) mm. Diese trugen an den Rohrverschlüssen die schöne Aufschrift „Ultima ratio regis“ mit den Initialen Wilhelms II., darüber die Kaiserkrone! Ein Geschütz, das mein Vater 1914–1918 zur Genüge bedient hatte und das ich 1941 bei der Wehrmacht in Preußisch Eylau wieder fand.

Stahlhelme und Tornister lagen auf Kammer, sie erhielten wir vor dem Abmarsch zum Truppenübungsplatz. Gasmasken und Brotbeutel kannten wir nicht, ebenso keine Zeltbahnen. Bei Nachtübungen legte man einige der dicken Mäntel auf die Erde und bedeckte sich, eng aneinander geschmiegt, mit den übrigen. Regen habe ich dabei nie erlebt. Kuriosum: Alle, auch die unberittenen Kanoniere, trugen klirrende Sporen.

Vorgesetzte, Strafen

Dienstgrade der Wehrpflichtigen:	Gefreiter, Unteroffizier der Reserve
Dienstgrade der Berufssoldaten:	Unteroffizier, Wachtmeister, Hauptwachtmeister – stets mit Dienststellung „Spieß“ verbunden
Dienstgrade der Offiziere:	Rangstellung wie in der Wehrmacht

Kollektivschinden als Strafe, Hinlegen u.ä. gab es nicht. Ausgangssperren waren sinnlos, da jeder Ausgangsschein eine „Gnadengabe“ des Spießes war, dafür hörte man dauernd: „Nimm eine Stunde!“ Wurde nicht sofort „zu Befehl“ erwidert, „noch eine!“ Die „Stunde“, eine Freizeitberaubung, wie ging sie vor sich?

Der Bestrafte schnappte seinen Karabiner und trat um 19.00 Uhr, nie allein, im Mittelgang an, mit dem Gesicht zur Außenwand. „Das Gewehr über“, nicht umgehängt, stand man eine Stunde, ohne sich zu rühren oder, wie Ehrenposten, die Schulter zu wechseln. Das war keine Meditationsübung, die Wut kam einem hoch, wenn der Aufsichthabende vor Ablauf der Zeit „wegtreten“ befahl. Angeblich nicht still genug, musste die Stunde am nächsten Abend wiederholt werden. Die „schwere Stunde“, feldmarschmäßig mit Stahlhelm, Mantel und Tornister (voller Ziegelsteine), wurde selten verhängt. Die Arten entsprachen dem leichten und dem geschärften Arrest.

Der Hauptwachtmeister durfte eine Stunde verhängen, davon machte mein erster Spieß mehr als reichlich Gebrauch. Aus der Zarenarmee stammend, warf er unter wisperndem Spucken sein „Nimm eine Stunde“ herum. Wir wurden geduzt, nur die Offiziere gebrauchten das „Sie“. Die Leutnants als Zugführer konnten drei leichte bzw. eine schwere Stunde austeilen, das steigerte sich beim Batteriechef auf fünf leichte bzw. drei schwere Stunden.

Die Litauer waren sehr sangesfreudig, stets sangen sie ihre vielen Lieder („dainos“) in jeder Marschkolonne, deren Texte wir Memelländer nicht kannten. Ein Leutnant achtete sehr auf das Singen, wehe, wenn man schwieg, schon hatte man eine Stunde weg. Dem entging ich durch kräftiges „la-la-la“ mit Basstimme, bis ich die Texte vom Hinhören gelernt hatte.

Wehrsold, Ausgang, Urlaub

Als monatlichen Wehrsold erhielten wir 5 Lit (2,10 RM), dafür konnte man fünf Päckchen Tabak und dazu Zigarettenpapier kaufen. So rauchten die Litauer „Haus Dreherburg“ und bettelten dauernd um Tabak, den sie oft lose in einer Hosentasche aufbewahrten. Ich rauchte nicht, wenn ich auf das Betteln hin meine Hosentaschen auskehrte, gab es Ärger, bis sie wussten, dass bei mir nichts zu holen war.

Deutlich sagten uns die Schilder mit der Aufschrift KAM an den Kasernengebäuden etwas über den Wehrsold. KAM war die Abkürzung für „Krašto apsaugos ministèrija“ (Landesverteidigungsmi-

nisterium“, wir aber lasen „kareiviams alga maža“ („wenig Wehrsold für die Soldaten“)!

Wozu braucht der Soldat Ausgang? Am Sonntag nach dem Essen, doch nur dann, teilte der Spieß auf Bitten und nach seinem Ermessen Ausgangsscheine aus. Nur mit diesen konnte man von der Kammer eine Ausgangsuniform holen, ohne sie wäre man im Sommer mit der leichten „palaidinē“ und im Winter mit der abgetragenen und nach Pferden riechenden dicken Uniformjacke in der Stadt aufgefallen.

Nach Wachende um 13 Uhr bis zum Abendappell war man dienstfrei. In der Nähe der Kaserne wohnte ein etwas älterer verheirateter Freund aus Memel bei seinen litauendeutschen Schwiegereltern. Hier hatte ich eine gute Bleibe. Dort hingen ein Anzug mit Hut von mir. Die Artilleriekaserne war nicht eingezäunt, sie hatte keine Torposten, zur Hauptstraße hin standen KAM-Verwaltungsgebäude. So gelangte ich leicht nach beendetem Wachdienst in meine Bleibe, „verkleidete“ mich und fuhr mit dem Bus in die etwa 7 km entfernte Stadtmitte. Gern suchte ich die Deutsche Buchhandlung in der Laisvės alėja/Freiheitsallee auf, auch wenn ich nicht immer etwas kaufte. Stieg in den Bus vorne ein Vorgesetzter unseres Regiments ein, dann beim nächsten Halt „raus!“. Erwähnt sei, dass es vor der Verteidigung, die im sechsten Dienstmonat stattfand, gar keinen Ausgang gab.

Urlaub konnte man mehr oder weniger abschreiben. Normalerweise wurde man bei 18 Monaten Wehrdienst am Ende des 17. Monats entlassen, damit sollte ein Monat Urlaub abgegolten sein. Meine Jahreshälfte jedoch musste wegen Spannungen mit dem Deutschen Reich auch den 18. Monat ausdienen. Ich erhielt nach einem schweren Unfall, der gute vier Wochen Behandlung im Militärhauptlazarett in Kowno erforderte, anschließend fünf oder sechs Wochen Genesungsurlaub.

Wach- und Arbeitsdienste

Im zweiten Halbjahr war unsere Batterie von der Pferdepflege außer Stallwachen befreit, dafür jedoch restlos mit Wach- und Arbeitsdiensten belegt.

Wachposten, die mittags um 13 Uhr vergattert wurden, gab es nur am Geschützschuppen. Nach zwei Stunden Wache folgten zwei Stunden Ruhe (Schlaf) und zwei Stunden Bereitschaft auf der Wachstube. Nach den 24 Stunden Wachzeit war man dienstfrei (Ruhezeit).

Je zwei Wächter („sargai“) bewachten die verschiedenen Lager wie Bekleidung, Ausrüstung u.ä. in ebenerdigen Gebäuden zwischen Dienstschluss (18 Uhr) und Wecken (5 Uhr). Sie lösten sich um 24 Uhr ab. Während der Tageszeit gingen sie dem Batteriedienst nach. Ihre Ruhezeit verbrachten sie schlafend auf der Stube. Sie wurden nicht vergattert.

Dann gab es eine Streife von zwei Mann, die die Nacht über im gleichen Turnus wie Wächter im umfangreichen Kasernenbereich patrouillierte. Dieser Dienst war mir nicht unbeliebt, man konnte sich unterhalten. Ich beherrschte die litauische Sprache, so lernte ich dabei die Mentalität der Bauern- und Landjugend kennen. Zwei Deutsche wurden nie gemeinsam eingeteilt. Die Streife wurde auch nicht vergattert.

24 Stunden Dienst mussten der Unterkunftswachhabende (in der Wehrmacht UvD) und der Stallwachhabende ohne Ruhepause ausüben. Weiter gab es tagsüber einen Küchenwachhabenden. Diese Wachhabenden waren nie Unteroffiziere, allenfalls Gefreite, meist aber „verständige Mannschaften“ („sumani eiliniai“).

Je vier Ordner („tvarkiniai“) wurden für den Revier- wie für den Stalldienst zu zweit im Vierstundentakt eingesetzt. In den Zwischenzeiten hatten sie Arbeitsdienst oder Nachtruhe.

Die Stallordner hatten die Pferdeäpfel auf den Misthaufen zu tragen, bei etwa 25 Pferden für einen Ordner ging diese Arbeit nie aus. Anstrengend waren die Zeiten von 4 bis 5 Uhr und von 17 bis 18 Uhr. Da musste in der Frühe die Unterstreu – Stroh auf Holzfußböden der Boxen, Stallgassen mit Kopfsteinpflaster – mit einer Karre auf den Misthaufen befördert werden. Tagsüber standen die Pferde auf den Dielen, abends wurde noch brauchbares Stroh vom Misthaufen, ergänzt durch frisches Stroh, wieder in die Boxen gebracht.

Die Revierordner hatten die „Kasematten“ mit Strauchbesen zu fegen, vorher wurde der Holzfußboden mit Wasser besprengt, dazu nahm man große Schlucke und „prustete“ sie in die Gegend. Dann mussten die viereckigen, mit Sand gefüllten kleinen Holzkästen, die als Spucknäpfe und Ablage für die Kippen dienten, sauber gehalten werden. Ebenso hatten die Ordner für „Sauberkeit“ in den Toiletten zu sorgen und vor allem darauf zu achten, dass der erwähnte Zinkbehälter immer mit Trinkwasser gefüllt war. Der mit „Stunden“ freigiebige Spieß überwachte alles in Revier und Stall. Einen Futtermeister, wie bei den Preußen, gab es nicht.

Die Wachdienste wurden nachts durch den „Offizier vom Dienst“ und seinen Gehilfen, einen Wachtmeister, persönlich kontrolliert.

Dazu „schlichen“ sie sich in der Dunkelheit heran, sie mussten zeitig mit „Halt“ angerufen werden. Der OvD konnte mit der Trillerpfeife ein Signal geben, das zu erwidern war. War man manchmal in den vierten Stunden etwas „ingedöst“ und trillerte auf Verdacht sein Gegen-signal, war das gefährlich, konnte doch der OvD im Gelände unterwegs sein und es hören, ohne dass er gepfiffen hatte.

Die vielen Wach- und Ordnungsdienste brachten es mit sich, dass man oft nur jede dritte, manchmal auch nur jede vierte Nacht durchschlafen konnte. Die Nächte vorher waren durch Wächter- oder Streifen-Dienst halbiert. Es kam auch vor, dass man in der zweiten Hälfte der Nacht nach einem 24-Stunden-Wachdienst Streifen gehen musste, schließlich hatte man 6 Stunden Ruhezeit gehabt und die halbe Nacht geschlafen. Es war für die Friedenszeit schon anstrengend, was uns jungen Menschen abverlangt wurde.

Da im Dezember 1934 der Neumann-Sass-Prozess, NS-Umtriebe im Memelland, in Kowno begann, schliefen wir die Nächte als Alarm-Truppe angekleidet, ohne Stiefel. Zum Glück wurden wir nie alarmiert. Eine Vergünstigung hatte unsere Batterie in diesem Halbjahr: Wecken erst um 6 Uhr.

Gegen die ansehnliche Winterkälte waren wir für den Wachdienst gut ausgestattet. Jeder Mann trug eine dreiviertellange Lederjacke mit Innenpelzfutter, über die konnte der dicke knöchellange Uniform-mantel angezogen werden. Auf Posten und Streifen trug man über der Lederjacke einen stoffbezogenen fußlangen Wachpelz, in dem sich die Minusgrade aushalten ließen.

Die Reiterstiefel wurden gegen Filzstiefel mit dicken Ledersohlen, bis über die Knöchel lederbezogen, ausgewechselt. Ich habe nie an den Füßen gefroren.

Sanken die Temperaturen unter -15°C , wurden die Wachzeiten halbiert, einerseits angenehm, andererseits fielen mehr ebenso verkürzte Ruhezeiten an. Stahlhelme, deutsches Weltkriegsmodell, trugen wir nur während der Wochen auf dem Truppenübungsplatz.

Da im zweiten Halbjahr jede Ausbildung wegfiel, hatte die Batterie mancherlei Arbeitsdienste zu leisten. So mussten täglich einige Männer zum Küchendienst in die Küche abgestellt werden. Dann standen im Gelände einige große Vorratsbottiche, in die Sauerkraut eingestampft werden musste, eine anstrengende, Kraft fordernde Arbeit. Das Zuggeschirr der Pferde musste regelmäßig geputzt werden, ohne Putzmittel. Es wurde nur mit Sand, Wasser und Lumpen „geschmirgelt“. Dann waren die Pferde auf der sandigen Reitbahn, die ein großes Rechteck zwischen Kasernengebäude und Geschütz-

schuppen bildete, an der Trense im Laufschrift zu bewegen. Ich habe oft Pferde in die nahe Lehrschmiede zum Hufbeschlag geführt. Reinigungsarbeiten verschiedener Art fanden sich immer, niemand blieb beschäftigungslos.

In gewissen Abständen zog die Batterie in die Pirte, eine Art Sauna, die sehr beliebt war. War man in der Zeit zu einer unbedingt nötigen Arbeit eingeteilt, musste man allein in dieses Dampfbad gehen, was mir oft gelang, dann konnte man eine Stunde Badezeit leicht überziehen. Im Sommer gab es das Freibad an einer seichten Stelle im Memelstrom, an der man sich vom Hauptmann bis zum Kanonier nackt „vergnügen“ konnte. Zum Schwimmen war es dort zu flach.

Im dritten Halbjahr ab Mai 1935 begann der zweite Ausbildungsbetrieb, der ab und zu durch Arbeitsdienst unterbrochen wurde. So holten wir z.B. im zweispännigen Kolonnenwagen Kies aus dem Memelstrom für den Bau einer Umfassungsmauer, eine beliebte Arbeit; denn damit war der Vormittag ausgefüllt und man hatte eine gewisse Freiheit genossen.

Sprachprobleme, Kameradschaft

In unserer Batterie, etwa 120 Mann stark, gab es außer den Litauern 13 Memelländer, einen Litauen-Deutschen, vier Juden und einen Russen. Die Kommandos verstanden alle Anderssprachigen bald. Ob alle auch dem Unterricht folgen konnten, weiß ich nicht, darüber haben wir Memelländer nie gesprochen. Wir hatten zwar alle in der Schule die großlitauische Sprache mehr oder weniger unwillig gelernt, manche konnten auch das von ihr in manchen Wörtern und in der Aussprache abweichende Preußisch-Litauisch, doch im Unterricht haben einige schlecht und recht nachgeplappert, was der Auszubildende ihnen vortrug. Ein deutscher Memeler machte das grundsätzlich, damit erreichte er ein großes Gelächter der gesamten Batterie. Man konnte es sich leisten, eine Benotung oder Strafe hat er selbst von dem vortragenden Leutnant nicht erhalten.

Es war uns nie verboten, in der Freizeit deutsch zu sprechen, ebenso wenig habe ich als Deutscher irgendeine Diskriminierung erlebt, auch nie etwas Derartiges von anderen Einheiten erfahren, anders als daheim in Memel, wo solche Schikanen durch litauische Behörden nicht selten waren.

Selbstverständlich verhinderte der Sprachunterschied eine enge Kameradschaft mit den Litauern. Wir hatten uns mit der Zeit samt

Betten in einer der sechs Schlafkasematten zusammengefunden, auf Betten oder „sandukai“ sitzend, gab es manche Gespräche über alle möglichen Fragen und Probleme, die uns damals bewegten. Ja, wir erlaubten uns sogar, nicht sehr lautstark, miteinander zu singen. Einer von uns, der vom Lande stammte, kannte einen Schatz von Küchenliedern, wie „Mariechen saß weinend im Garten“ oder ein Wildschützenlied, der Text ist mir entfallen, die brachte er uns bei. Manchmal hörten litauische Kameraden aufmerksam zu.

Die verschiedensten Kameradschaftsgruppierungen der Litauer haben uns nicht interessiert; wie sie als Einzelne dachten, habe ich am ehesten auf Streifen erfahren. Sehr beliebt war bei ihnen das Singen ihrer schönen Volkslieder, besonders an den Sonntagnachmittagen. Es war kein Hunger, wie man in Memel boshaft meinte, wenn der Gesang aus der dortigen Kaserne erschalle.

Die meisten Kameraden hatten dicke Diarien, in die sie voneinander, besonders auf der Wachstube, noch nicht vorhandene „dainos“ abschrieben. Mir scheint, dass die langen Sowjetjahre diese Liebe stark verdrängt haben. Selbst Volksmusikchören, die in Lüneburg gastierten, waren manche Lieder, deren Textanfänge ich heute noch kenne, unbekannt.

Für Geselligkeit wie in den Wehrmachtskantinen war in der Kantine gar kein Raum vorhanden, ich kann mich nicht entsinnen, ob man Flaschenbier kaufen und auf die Stube nehmen konnte. Ich trank keinen Alkohol, ich meine, kein Bier in den Kasematten gesehen zu haben.

Die vier Juden waren nur an ihren hohen Feiertagen beurlaubt, an den Sabbaten mussten sie jeden Dienst mitmachen. Ihr Verhältnis zur Waffe habe ich nicht vergessen. Beim ersten Karabinerscharfschießen zielte einer von ihnen mit dem Ausruf „Ui, ich zitter“ (auf Litauisch) auf die Scheibe und schoss drei „Fahrkarten“.

Den Russen hatte der Spieß, der selbst aus dem Zarenheer stammte, „gefressen“. Er stand fast jeden Abend seine Stunde und musste bei der Entlassung die nicht gestandenen Stunden auf „Kammer abgeben“.

Ich weiß nicht, ob das Kartenspielen auf den Kasematten verboten war, die Spieler verzogen sich immer in den Waschraum im Erdgeschoss. Unter uns Memelern war das Spielen nicht üblich.

Starke Spieler, bis in die Nacht hinein, waren die Berufsunteroffiziere. Es kam öfter vor, dass sie versuchten, uns anzupumpen, wenn wir schon schliefen. Unter ihnen waren das Fluchen und die vielen litauischen und russischen Schimpfworte sehr verbreitet. Die

Kameraden standen ihnen dabei nicht nach. Am häufigsten fiel der hässliche russische Mutterfluch.

Eine gewisse Abwechslung bot der große Leseraum mit vielen Zeitungen und Zeitschriften, so man der Sprache mächtig war. Von den litauischen Kameraden wurde er viel aufgesucht.

Im Kasernenbereich wohnten keine verheirateten Vorgesetzten, niemand von ihnen hatte einen Burschen oder Putzer. Der Regimentskommandeur lebte allein in einem hölzernen Flachbau an der Hauptstraße, anscheinend ledig, denn die Fensterscheiben waren im unteren Drittel mit Zeitungspapier beklebt. Er war leicht jähzornig, daher gefürchtet, so habe ich ihn einmal in meinem Dienst als Küchenwachhabender erlebt. Der Besuch des Küchenbereichs war eins seiner Steckenpferde, hier musste das Lager immer verschlossen sein.

Der Truppenübungsplatz Gaižiūnų polygonas

Dieser lag gute 40 km nordöstlich von Kowno am Neris (Wilija). Dort verbrachte ich in beiden Sommern je sechs Wochen. Mitte Juli erreichten wir im Nachtmarsch, Stahlhelme, Kanoniere aufgesessen, das Lager. Dort erwarteten uns große Baracken mit Raum für mehrere Batterien, zweistöckige durchgehende Pritschen, Strohsäcke dicht nebeneinander. Täglich gab es Ausfahrt ins Gelände, Stellungen suchen und tarnen, Schießen mit Übungsmunition und vor allem Scharfschießen. Dabei wurden Stellungen in angrenzenden Dörfern zwischen Gehöften bezogen und in das Lagergelände hineingeschossen, so bestreute man größere Entfernungen. Scharf geschossen wurde nur indirekt. Ich habe als Richtkanonier das Geschütz nie auf bewegliche Ziele gerichtet.

Manches war lockerer als in der Kaserne, dafür war außer sonntags Wecken um 2 Uhr. Ab in die Ställe, Pferde füttern und tränken; denn um 4 Uhr begann der Abmarsch, je nach Witterung Mäntel an, Stahlhelm auf, fast immer abgessen. Die ungleichmäßige Gangart der Pferde versetzte einen oft in Trab.

Gegen 14 bis 15 Uhr zurück ins Lager, schnell essen, Fahrer die Pferde versorgen und putzen, Kanoniere Geschütz reinigen, besonders die Rohre nach Scharfschießen. Das konnte sich bis 17, 18 Uhr hinziehen, danach dienstfrei bis zum Abendappell.

Dann ging man gern an die Lagergrenzen, dort warteten schon Bauersfrauen aus den umliegenden Dörfern mit Himbeeren, Blaubeeren, Milch, Butter, Eiern, „sūris“ (Hartkäse) und Frühäpfeln. Da

haben wir Memelländer manchen Litas ausgegeben. Wir durften nicht in die Dörfer gehen.

Im zweiten Sommer zogen wir in ein Zeltlager unter Bäumen mit Einzelzelten für je drei Mann. Rechteckige Erdgruben, etwa 50 cm tief, waren mit einem Rost aus Ästen belegt, darauf lagen Strohsäcke, überdacht von Zeltbahnen in Spitzdachform. Vor dem Fußende der Strohsäcke war der Aushub so tief, dass ein Mann aufrecht stehen konnte, doch saßen die drei Kameraden meist auf den Strohsackenden, wahrlich kein bequemer Aufenthalt, Camping einfach! Die Ränder der breiten Zeltgassen waren durch wahre Kunstwerke aus Reiser verziert, hier standen auch Bänke aus dünnen Birkenstämmen, in solchen Arbeiten waren die Litauer geschickt.

Jedoch war dieser Sommer sehr verregnet, sodass man nicht oft zum Sitzen auf den Bänken kam. Am Ausbildungsdienst, der inzwischen mehr Können von uns verlangte, änderte das Regenwetter nichts, man hatte ja die vom Regen voll gesogenen schweren Mäntel über den dünnen Sommerblusen („palaidinés“). Zurück von der Übung, wenn kein Regen fiel, wurden Telefonkabel zwischen Bäume gespannt, die Mäntel darüber gehängt, darunter Reisig zusammengetragen, angezündet und „geräuchert“. Hoffentlich waren die Mäntel bis zum anderen Morgen trocken. Die Stiefel versuchte man, in der Nacht mit Stroh auszutrocknen, die Fußlappen wurden darüber gelegt. Strümpfe gab es nicht. Die Fußlappen waren weitaus praktischer als die quadratischen der Wehrmacht, aus Leinen oder Nessel, rechteckig lang, konnte man sie bis in die untere Wade wickeln.

Wo die Küchen waren und wo wir unsere simple Verpflegung holten, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Bei den Übungen bezogen wir manchmal Geschützstellungen, die, wie das Gelände überhaupt, sehr beerenreich waren. Dort haben wir eifrig in den Zwischenzeiten Himbeeren und Drunkelbeeren, etwas rauschig, Blaubeeren ähnlich, jedoch größer, gepflückt, und das „im Dienst“.

Leider war Schwimmen in dem Fluss Neris nicht erlaubt, er hatte wohl eine zu starke Strömung. So wurde auch die Batterie nicht geschlossen hingeführt.

Dafür konnte man in dienstfreien Zeiten, besonders an den Sonntagnachmittagen, die benachbarten Lager der Infanterieeinheiten aufsuchen, um dort unter den Memelländern gute Freunde oder alte Bekannte zu finden.

Stimmungsvoll waren die Abendappelle, gemeinsam für alle Einheiten im Lager. Die Musikkapellen der Infanterie – unser Regiment hatte keine – intonierten Gebet und Nationalhymne, ein gewal-

tiger „Männerchor“ erscholl bei sinkender Sonne, das sprach das Gemüt an.

Das war der Truppenübungsplatz, primitiv, entbehrungsreich, manchmal anstrengend und trotzdem eine gern mitgenommene Unterbrechung des öden Kasernenlebens.

Ich machte Ende Oktober 1935 noch eine Drei-Tage-Übung im Raum Mariampolė mit, da bewegten wir uns frei über die abgeernteten Felder und hausten bei den Bauern auf den Heuböden, Zelte hatten wir ja nicht. Das war der Ausklang meiner 18 Monate währenden Dienstzeit. Der Versuch, in den letzten Wochen die Kurzhaarstoppeln ein wenig heranwachsen zu lassen, wurde vom Spieß immer wieder boshaft durch „Stunden“ unterbunden. So ging es endlich fast kahlköpfig nach Hause, erst um Weihnachten herum hatte man wieder ein halbwegs ziviles Aussehen.

Litauens Heer und sein Feindbild

Litauen war arm und sparte an vielen Enden, so auch am Heer, das ohnehin oft nur aus Kadereinheiten bestand. Soweit ich mich erinnere, gab es neun Infanterie-Regimenter, drei Reiter-Regimenter, vier Artillerie-Regimenter, eine schwere Artillerie-Abteilung, ein Pionier-Bataillon, ein Nachrichten-Bataillon, eine Panzerwagen-Abteilung (nur Räder-, keine Kettenfahrzeuge), eine Fliegertruppe, eine Kriegsschule (für aktive- und Reserveoffiziersausbildung).

In die Kriegsschule wurden alle Abiturienten einberufen, wogegen sich die memeldeutschen wohl meist mit Erfolg wehrten. Mir ist nur ein einziger Memeler Reserveleutnant bekannt.

Das Feindbild war Polen. Obwohl es so gut wie keinen Unterricht gab und das Heer nie dem polnischen gewachsen gewesen wäre, sangen wir fast täglich aufhetzend: „Nach Wilna, nach Wilna, alle, die wir es können, schauen wir nicht auf die Zahl der weißen Adler, nach Wilna, nach Wilna, in das geliebte Land, zu Gediminas, zu unsern Brüdern“.

Im Herbst 1939 erhielt Litauen das Wilna-Gebiet von den Sowjetrussen, bezahlte es aber teuer, mit 50 Jahren Freiheitsverlust!

Im März 1938 gab es einen Grenzzwischenfall mit Polen. Die Lage war kritisch, wir hatten schon die Mobilmachungsbefehle erhalten. Doch dank den Bemühungen Deutschlands einigten sich die Streitenden und es gab keine Einberufung.

Das Deutsche Reich wurde uns als Feindbild nie vermittelt, trotz der angespannten Lage im Herbst 1934 infolge des Neumann-Sass-Prozesses wegen nationalsozialistischer Umtriebe im Memelland. Die Ursache für die um einen Monat hinausgeschobene Entlassung meines Jahrganges ist mir nicht bekannt. Die Tatsache, dass die erwähnte Drei-Tage-Übung im Raum Mariampolė, nahe der deutschen Grenze, stattfand, lässt vermuten, dass es hier einen Zusammenhang mit der litauischen Deutschlandpolitik gab.

Lang, lang ist's her! Ich habe bis 2002 zehn Jahre in Lüneburg gelebt und hatte dort einen guten Kontakt zu allen Mitarbeitern im Nordost-Institut. So bat man mich, meine Erlebnisse im Litauischen Heer aufzuschreiben. Ich habe es versucht und sie manchmal mit den Verhältnissen in der Deutschen Wehrmacht, die ich auch kennen gelernt habe, verglichen.

Manches habe ich vergessen. Ich danke Gott für das Erinnerungsvermögen, das ich nach fast 70 Jahren in meinem Alter noch habe.